

23041

DEUTSCHE ÜBERTRAGUNGEN

AUS DEN

AUSERLESENEREN DICHTUNGEN

DES

VERSTORBENEN RUMÄNISCHEN POETEN

26041

MICHAIL EMINESCU

VON

EM. GRIGOROVITZA.



BERLIN

VERLAG VON ALEXANDER DUNCKER

1901.



# DEUTSCHE ÜBERTRAGUNGEN

AUS DEN

AUSERLESENEREN DICHTUNGEN

DES

VERSTORBENEN RUMÄNISCHEN POETEN

# MICHAIL EMINESCU

VON

EM. GRIGOROVITZA.



467-935  
Am.



45903

BERLIN

VERLAG VON ALEXANDER DUNCKER

1901.



D

1954

UNIVERSITY OF MICHIGAN  
LIBRARY

1954

DEM ANDENKEN

MEINES UNVERGESSLICHEN FREUNDES

DES VERBLICHENEN POETEN

MICHAIL EMINESCU.



# MICHAIL EMINESCU

## BIOGRAPHISCHE SKIZZE

nach der

zur letzten grossen Originalausgabe der Gedichte des  
Poeten gebrachten Vorrede

von

TITUS MAIORESCU.

Die junge Generation der Rumänen befindet sich heute unter dem Einflusse der Dichtungen Eminescus.

Fast drängt sich uns daher von selbst die Aufgabe auf, die Individualität des Mannes zu prüfen, dem es vorbehalten war, die letzte Phase der zeitgenössischen rumänischen Litteratur in so glänzender Weise zu personifizieren.

Das äufserere Leben Eminescus ist in wenigen Worten erzählt und klingt einfach, so zwar, dafs wir uns berechtigt fühlen könnten zu sagen, es habe kein wie immer geartetes, von aussen wirkendes Ereignis den Lebenslauf des Dichters in irgend welcher Weise bestimmt.

Was er war, was er geworden, ist lediglich das Ergebnis, welches der ihm angeborene Genius schließlich äußern mußte, umsomehr, da letzterer an dem gesamten Wesen des Dichters zu gewaltig haftete, als daß eine Berührung mit der äußeren Welt es vermocht haben würde, ihn auch nur eine Spanne weit von seinem natürlichen Lebensgange abzulenken. Hätte Eminescu in Rumänien oder Frankreich und nicht in Österreich und Deutschland seine Schulerziehung genossen, wäre er begütert oder arm gewesen, würde er im öffentlichen Staatsleben eine höhere oder geringere Stellung bekleidet haben, und wären ihm in seinem Gefühlsleben Menschen noch so verschiedener Natur begegnet, gleichviel — Eminescu mußte derselbe bleiben, sein Geschick konnte keine anderen Formen annehmen.

Am 20. Dezember 1849 im rumänischen |Dorfe Ipotești unweit Botoschani geboren, erhielt Eminescu seine Erziehung zuerst am Gymnasium der benachbarten österreichischen Provinzialstadt Czernowitz, kehrte 1864 der Schule den Rücken, um sich der Theatertruppe der Frau Fanny Tardini anzuschließen, mit welcher er Rumänien und Siebenbürgen durchwanderte. Dann den Bühnenbrettern Valet sagend,



zog er nach Wien und gab sich da mit fieberhaftem Fleiße verschiedenen Studien hin, woselbst er — wie später auch in Berlin, — zum Teil von den Unterstützungen einiger litterarischer Freunde lebte und bekleidete später, in die Heimat zurückgekehrt, von 1874 bis 1876 den Posten eines Schulrevisors, dann den eines Bibliothekars in Jassy; ward von der nächsten ans Ruder gelangten Regierung seines Amtes enthoben und vor Gericht gestellt und übernahm hierauf die Redaktion der politischen Zeitschrift „Timpul“, in welchen Zeiträumen sein Herz, wenngleich nur vorübergehend, mehreren reizenden Frauengestalten huldigte, was übrigens einige Dichtungen in genügend deutlichen Spuren zeigen. Im Juni 1883 brach bei Eminescu jener gräßliche Wahnsinn aus, dessen Keime er schon als Kind in sich trug; er genas und erholte sich einigermaßen zu Anfang des Jahres 1884 — gebrochen und verkommen jedoch in seinem ethischen und intellektuellen Wesen, verfällt er nur zu bald neuerdings der furchtbaren angeerbten Geisteszerrüttung und stirbt am 13. Juni 1889 in einer Irrenanstalt.

Betrachtet man flüchtig die Lebensphasen Eminescus, wie er aus dem Gymnasium entweicht, um wandernden

Schauspielern nachzugehen, wie er vor den Schranken der Justiz erscheinen muß, wie ihn die materielle Not treibt, Journalist zu werden, wie er eines jeden konventionellen Vorranges bar, ohne akademische Preise, Orden oder sonstige Auszeichnungen dasteht, — faßt man diese Momente seines Lebens zusammen und bringt sie vor allem mit dem Irrsinne, zu dessen Opfer Eminescu endlich ward, in engeren Zusammenhang, so erscheint uns sein Leben wie von romantischem Nimbus angehaucht. Verschiedene Zeitschriften und sonstige publizistische Organe, welche den Dichter in jener Epoche, als er im Vollgeföhle seiner Kraft stand, keiner Beachtung gewürdigt, haben sich auch ohne Säumen daran gemacht, diese Gelegenheit auszubenten und mit den Worten des weitgehendsten Mitgeföhls der Gesellschaft den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern, sie habe einen solchen Mann unbarmherzig Hungers sterben lassen und dem Wahnsinn in die Arme getrieben.

Uns dünkt diese Art der Auffassung falsch.

Was dem ganzen Wesen des Dichters Eminescu das charakteristische Gepräge verleiht, ist zunächst seine hohe, durchdringende Intelligenz, zu der sich ein Gedächtnis gesellte, welchem das, was sich ein-

mal im Gemütsleben des Dichters festgesetzt und er an sich erlebt und gefühlt hatte, nie mehr entging (auch in der Zeit nicht, wo die Geistesstörung auftrat), solchermaßen, daß die Lebenssphäre, die er nach eigenem Sinne und ohne jeden Zwang um sich geschaffen hatte, für ihn zu einer fast ausschließlichen Innenwelt jener Hauptideen wurde, welche er für immer zu den seinigen gemacht und welche in allen seinen Äußerungen tonangebend zum Vorschein traten. In eben demselben Maße blieb denn auch alles, was an seine Individualität streifte, jedes äußere Vorkommnis, jede soziale Gemeinschaft, das Haben, wie das Nichthaben, Rang, Allgemeinstellung und sogar das äußere Schicksal seiner Person als solche, für ihn ein toter Buchstabe, — ließ ihn kalt und gleichgültig. — Von einem materiellen Elende des Dichters Eminescu sprechen, hiesse mithin seiner Individualität eine Deutung geben, welche er selbst mit berechtigter Entrüstung von sich gewiesen haben würde. Was Eminescu — vom Standpunkte des materiellen Begriffs aus aufgefaßt — zum Leben bedurfte, hat ihm nie gefehlt. Die Sorgen des Lebensunterhaltes machten ihm zur Zeit seiner geistigen Frische nie zu schaffen, und wenn er selbst nichts verdiente,

erhielt ihn sein Vater oder nahmen sich Freunde seiner an.

Öffentliche Anerkennungen hat er hingegen stets gescheut und verachtet.

Akademische Belohnungen für die Gedichte Eminescus, die ein deutsches Bukarester Zeitungsorgan in lauter Klage vermifst? Nun! Eminescu wäre bei einem solchen Ansinnen in bitteres Lachen ausgebrochen, oder aber hätte er, je nach der Laune, welche ihn gerade angewandelt haben würde, mit jenem Lächeln mitleidiger Duldsamkeit geantwortet, das seine Lippen zu umspielen pflegte, so oft man ihm von solchen irdischen Nichtigkeiten sprach.

Die Königin von Rumänien entbot Eminescu, dessen Gedichte die erlauchte Schriftstellerin von Bewunderung erfüllten, zu sich, und er genoß das Glück, mit Carmen Sylva wiederholt in litterarischen Verkehr zu treten. Ich selbst habe Gelegenheit gehabt, Eminescu bei Hofe zu sehen. Wie allerorten, so bewahrte er auch hier jene bewunderungswürdige Einfachheit und schlichte Art des Auftretens, welche ihm in seinem Verkehr mit Menschen zur Tugend und zweiten Natur geworden war. Und als es galt, ihn durch Verleihung eines Bene-Merenti oder, ich weiß nicht mehr

welches anderen Ordens, auszuzeichnen, lehnte er sich energisch dagegen. Beherrschte er doch selbst wie ein König den menschlichen Gedanken, welch' anderer König konnte ihn mithin auszeichnen!

Und solches that er nicht etwa der Eitelkeit wegen, gewifs nicht, denn diese war ihm seit jeher fremd gewesen; auch nicht aus Übermut, zu welchem ihn seine selten hohen geistigen Anlagen, deren er sich selbst nie bewußt war, hätten verleiten können, sondern nur einzig und allein, weil er von der Naivität eines aus idealen Weltbegriffen schöpfenden Genius befangen war, welchem jedes Herabsteigen in die konventionelle Welt etwas Widernatürliches schien und wie ein Gräuel vorkam.

Diesen Eigenschaften des Dichters Rechnung tragend, wird man leicht begreifen, dafs ihm mit Dingen, welche sonst so verlockend für andere Menschen sind, nicht beizukommen war. Der Luxus materieller Stellungen, der Ehrgeiz und die Ruhmsucht hatten mit seinem Streben nichts gemein. Ob er nun als Redakteur der Zeitschrift „Timpul“ mehr oder weniger in der Lage gewesen sein mag, für seine geringen materiellen Bedürfnisse aufzukommen, ist also gleichgültig. Nur zur Zeit, nachdem der

Wahnsinn an seinem Geiste genagt, in den Zwischen-epochen des geistigen Zusichkommens, wo sich, wie es bei solchen Fällen in der Regel vorzukommen pflegt, verschiedene Formen ethischer Degenerierung aufsern, schien er geldgierig geworden zu sein.

Die Legende von einem Elende Eminescus, welches seinen Wahnsinn herbeigeführt haben soll, zerfällt demnach in sich selbst und muß angesichts der Thatsachen das Schicksal aller dem Reiche der Fabel entstammenden Gerüchte teilen.

Auch fällt es uns schwer zu glauben, daß Eminescu rein materieller Sorgen wegen zur Journalistik seine Zuflucht genommen habe. Es ist sattsam bekannt, daß er zu den fleißigsten Leuten zählte, ewig grübelte und schrieb. Frei von jedem egoistischen Interesse, wendete er seine Aufmerksamkeit in desto regerem Maße allen Bestrebungen des intellektuellen Lebens zu und interessierte sich in lebhaftester Weise bald für die schriftstellerischen Erfolge irgend eines Freundes, bald für die mannigfachen Erscheinungen in der rumänischen Litteratur, welche er zu lesen nie versäumte, bald in das Studium der philosophischen Bewegung in Europa sich vertiefend und die geschichtlichen Quellen, welche er bis in die kleinsten

Einzelheiten kannte, verfolgend, oder er beteiligte sich endlich an den politischen Kämpfen seines Landes.

Es behagte seinem rastlosen Geiste, überall seine Kräfte zu versuchen, sein Denken zu erproben, in alle diese Gebiete einzudringen, zu schaffen, zu schreiben. Und in der That, wie großartig bewahrtete sich dies in der Energie, mit welcher er die Artikel für seinen „Timpul“ in der so unvergleichlich dastehenden unbeugsamen Kraft, mit welcher er der Phrase des Nationalismus der damaligen Regierungspartei die Argumente des autochthonen Elements entgegenschleuderte.

Von solchen Ideen beseelt, konnte und mußte Eminescu in allen Lebenslagen, die seinem Dasein beschert waren, ein natürliches Element für seine Thätigkeit finden. Die Bibliothek bot seinem ungeheuren Gedächtnisse eine neue Fundgrube von Schätzen. Als Schulrevisor zog er die verschiedenen neuen Unterrichtsmethoden in den Kreis seiner hellen, alles durchdringenden Betrachtungen. Im Kreise seiner litterarischen Freunde gab er sich dem stillen Vergnügen hin, die gelesenen Erzeugnisse anzuhören, und eben so neidlos seine Freude, wie auch harmlos seinen Widerspruch auszudrücken. Als Redakteur des Blattes



„Timpul“ hingegen geißelte er rücksichtslos die unwahre Phraseologie und predigte unverdrossen die große Idee der national-historischen Richtung. Und in allen diesen Wirkungssphären fühlte sich Eminescu wie in seinem ungewungensten Elemente.

Die Ursache, warum Eminescu irrsinnig wurde, ist eine ausschließlich innere; er brachte das Übel mit sich auf die Welt als etwas Unabänderliches, Ererbtes. Allen, die seine Familie kannten, dürfte es kein Geheimnis geblieben sein, daß zwei seiner Brüder in einem viel früheren Alter als jenes des Poeten gleichfalls vom Wahnsinn befallen worden sind und sich selbst das Leben nahmen. Es läßt sich diese Neuropathie in aufsteigender Linie auch in der Familie des Dichters verfolgen.

Überdies darf nicht vergessen werden, daß Eminescu selbst in der Epoche seiner Geistesfrische eine Lebensweise führte, welche seine Freunde das schreckliche Resultat voraussehen liefs. Er lebte äußerst unregelmäßig. Häufig nahm er nur narкотische und aufregende Nahrungsmittel zu sich. Übermäßiges Tabakrauchen und Kaffeetrinken, schlaflose, mit Lesen und Schreiben verbrachte Nächte, tagelanges, nahrungsloses Fasten und dann mit einem



Male zur ungewohnten Stunde, nach Mitternacht, Genuß von Speisen und Getränken ohne Maß und Auswahl, — darin bestand seine Lebensweise. Und doch war es nicht diese, welche Eminescu verrückt gemacht hat, nein, sondern der Wahnsinn, welcher in ihm keimte, trieb ihn zu solchem Leben. Es erhellt dies schon aus dem Umstande, daß die von Freunden bisweilen mit der größten Beharrlichkeit angestellten Versuche und wiederholten Bemühungen ihn von seinen Ausschreitungen abzuhalten, vergeblich waren.

Auch von Mißgeschicken, welche auf das geistige und physische Wohl des Dichters eine Einwirkung irgend welcher Art ausgeübt hätten, kann nicht die Rede sein. Wollte jemand an uns die Frage stellen, ob Eminescu glücklich gewesen sei, wir müßten statt jeder Erwiderung unsererseits fragen: Wer ist überhaupt glücklich? Doch wenn man käme und uns fragen sollte: War Eminescu unglücklich? Nun, dann würden wir mit vollster Überzeugung die Antwort geben: Nein, entschieden nicht! Wohl läßt es sich nicht leugnen, daß er zu den eifrigsten Anhängern Schopenhauers zählte und somit pessimistisch dachte und urteilte. Niemand könnte es aber einfallen in diesem Pessimismus Eminescus das be-

schränkte Jammergefühl zu suchen, welche so viele mit ihrem Schicksal unzufriedene Egoisten zur Schau tragen. Seine pessimistischen Anschauungen hatten sich im Gegenteil zu jener milderen Form geklärt, welche er als Melancholie für das allgemeine Schicksal der Menschheit so oft äußerte. Und auch da, wo er in Gedichten seiner Entrüstung über die Epigonen und gewissenlosen Volksaufwiegler Worte leiht, ist es das ästhetische Gefühl, welches aus Eminescu spricht und durchaus nicht die persönliche Erbitterung. So konnte er, der, vom egoistischen Standpunkte betrachtet, eine der gleichgültigsten und oberflächlichsten Menschennaturen vorstellte, welche jemals existiert haben, ebensowenig von einem allzu intensiven Gefühl der Glückseligkeit durchdrungen sein, als es aufser seiner Macht lag, sich das Unglück in grellen Farben auszumalen. Ein heiteres Gemüt in fröhlichen wie melancholischen Stunden, — darin beschränkt sich der abstrakte Begriff seines eigenartigen Gefühlslebens, und was bemerkenswert bleibt ist, daß sein Wahnsinn selbst eine Form annahm, in der sich die Heiterkeit, so krank die arme Seele war, nicht verleugnete.

So oft er unseren Kreis aufsuchte, um uns mit jener ihm so eigenen Naivität, durch welche er sich

lange schon die Herzen aller gewonnen hatte, ein neues Gedicht zu bringen, an dem er wieder und immer wieder, beständig nach einer vollkommeneren, raffinierteren Form haschend, korrigierte, las er dasselbe, als wäre es nicht seiner Feder entfloßen. Nie wäre es ihm in den Sinn gekommen, auch nur eines seiner Gedichte zu veröffentlichen. Ihm war dies höchst gleichgültig und es wurde zur Regel, daß einer der Unsrigen ihm das Manuskript aus den Händen nehmen mußte, um es den „Convorbiri literare“ zuzuführen.

Und, wenn er für seine Gedichte, in welchen sich in so wunderbaren Formen die Quintessenz seines Denkens und Fühlens ausprägte, den höchsten Lohn nur in dem ästhetischen Genusse zu finden sich begnügte, den er dem kleinen Kreise seiner Freunde bereitete, ohne sonstige ehrgeizige Ansprüche zu erheben, wenn er ferner in sich selbst nichts anderes als nur das zufällige Medium für poetische Ergießungen erblickte, stets bereit, mit derselben Befriedigung die dichterischen Schöpfungen einem anderen Munde entströmen zu sehen, so ergibt sich daraus desto kräftiger die Schlußfolgerung, daß er nicht nur gleichgültig gegen die Strömungen des äußeren Lebens stand, sondern daß er auch in den leiden-

schaftlichen Regungen seines Innern von einem höchst absonderlichen Charakter beseelt war. Die Worte „glückliche oder unglückliche Liebe“ konnten bei Eminescu eben nur relative Geltung haben, denn auch nicht ein einziges weibliches Wesen hat es vermocht, ihn dauernd oder ausschliesslich an sich zu fesseln. Gleich Leopardi in dessen *Aspasia* sah er in der Gestalt der Geliebten blofs das schwache Ebenbild eines unmöglichen Prototyps. Ob ihn nun ein weibliches Wesen, dem er auf seinem Lebenswege begegnete, liebte oder verlief, in seinen Augen blieb sie stets nur eine Nachbildung und er flüchtete sich mit seiner alles in sich beziehenden Melancholie in die Welt der Gedanken und der Poesie, welches allein ihm behagte und das Leben nicht ganz zwecklos erscheinen liefs.



Metrische Übersetzungen.



## Eminescu an seine Kritiker.

(CRITICILOR SËI . . .)

Viele Blüten giebt's, nur wen'ge  
Sieht zu Früchten man gedeihn;  
Möchten alle Leben haben,  
Doch die meisten gehen ein.

Verse machen? Nichts ist leichter!  
Man läßt bloß das Endwort reimen  
Und — aus nichts entstehen Strophen.  
Epopöen kann man leimen!

Doch, wenn dir an deinem Herzen  
Gram und Liebe schmerzlich zehren;  
Oder Glück und Freud' dir lachen,  
Und du willst ein jedes hören —

Drängen sich wie Blumen alle  
An des Geistes Thor mit Freude,  
Dafs man sie zum Leben bringe  
Und ins Sprachgewand sie kleide.

Wo willst du dann für dein Leben,  
Deine Leiden, deine Sünden  
Edle, milde Richter suchen?  
Kalte Worte wirst du finden!

Oh! Dann scheint es dir, als fiele  
Schwer der Himmel auf dich nieder,  
Und du ringst nach einem Worte,  
Das dir giebt die Wahrheit wieder.

Nun, ihr Kritiker, ihr leeren,  
Die ihr selbst nie Früchte gabt!  
Euch ist leicht das Verseemachen,  
Weil ihr nichts zu sagen habt.





## Melancholie.

Aus mächtigen Wolkenthoren die Majestät der Nacht  
Tritt leis' und blafs zum Vorschein in starrer Todespracht.  
O ruhe sanft, ruh' selig, der Sterne Millionen  
Sie stehn an deinem Riesengrabe; statt Fackeln leuchten Sonnen  
Am dunklen Firmamente, zum nächtlichen Tedeum,  
— Für dich, Monarch der Ruhe, in deinem Mausoleum.

Und unermefslich dehnt sich, in Silbergrau gehüllt,  
Das Land mit Thal und Bergen, mit Wald und mit Gefild.  
Hoch in den Lüften funkelt's; am Bergesabhang lehnet  
Gespenstig die Ruine. Aus ihren Mauern tönet  
Und hallt im Friedhof wieder, an Kreuzen alt und neu,  
Durch halb zerstörte Gräber der Eule Nachtgeschrei!  
Im finstern Turme knarren die alten Glockenstühle,  
Es setzt von selbst ins Schwingen sich die metall'ne Hülle  
Und schlägt die Wucht des Erzes dem Dämon an das Haupt,  
Der in der Geisterstunde der Toten Ruhe raubt.

Die Kirche halb in Trümmern,  
Voll Andacht, steht dort grau. Sie birgt in ihrem Innern  
Des Windes Nachtgestöhne. Zerbrochen Thür und Fenster

Hat längst der Sturm; der Tempel ward Stätte für Gespenster.  
Noch grinset von den Wänden bei Mondschein die Figur  
Von halbverwischten Heil'gen in schwacher Farbenspur.  
Statt Mefsgesang vernimmt man Gezirp' verborg'ner Grillen,  
Es pocht dazu die Takte der Holzwurm in den Dielen.

. . . . .  
Es malt der Glaube Märtyrer und Heiligengestalten, —  
Noch heute fühl' ich heimlich ihr sagenhaftes Walten;  
Doch von des Daseins Stürmen, die früh mein Herz durchlebt,  
Blieb blofs mein eigner Schatten, der jetzt zum Grabe strebt.  
Verwischte Jugendbilder, sonst nichts; — ich späh' vergebens; —  
Der düst're Grillensang nur mahnt noch ans Lied des Lebens.  
Mein Herz ist wüst, sein Schlagen gleicht jenem leisen Pochen  
Des Käfers, der dort naget im alten Schrank seit Wochen.  
Es scheint, als rinne langsam mein Lebensrest dahin,  
Wie ein erzähltes Märchen, worin der Held ich bin, —  
Als wär' es nicht mein Leben, als wär' ich nie gewesen!

. . . . .  
Wer sagt mir wohl das Märchen? Wo find' ich es zu lesen?  
— Dafs ich mich still ergötze an eigner Freud' und Not!  
Es würde mir das scheinen — als wär' ich lang schon tot!



## Fragment aus dem Gedichte „Die Epigonen“.

(Der Dichter preist die alten rumänischen Poeten und stellt sie in das Licht der Neuzeit.)

. . . . .

Seht auf uns, die Epigonen! Wir sind gleich zerbrochenen Harfen,  
Klein an Dauer, groß an Schwächen, innen leer, nach außen  
Larven,

Die stets lächeln, doch sie bergen oft die Spur des Bösewichts.  
Unsre Gottheit: eitler Schatten! Freundschaft, Vaterland: nur Worte!  
Alles bloß nur Schein und Tünche; Lug und Trug an jedem Orte!  
Ihr, ihr glaubt an das Geschriebne: wir, im Gegenteil, an nichts.

Eure Worte klingen himmlisch, wie erbauliche Gesänge,  
Denn ihr fühltet, was ihr schriebet und durchdachtet es erst streng.  
Hoher Sinn und Jugendfrische strahlt aus euch, seid ihr auch alt;  
Anders ist es heut; die Zukunft, sie geht hin, so wie ihr gehet —  
Die Vergangenheit kehrt wieder, uns durch uns sie auferstehet, —  
Traurig herzlos, wie wir selbst sind, alles leer und fremd und kalt.

Euch begeisterte das Hohe, denn ihr suchtet Ideale:  
Wir — betrachten Himmel, Sterne, malen Meereswellen, alle.  
Unser Himmel dünkt uns leblos, — unsre Meere scheinen Eis.  
Ihr — durchstreift mit Blitzesschnelle dieses Weltalls hehre Werke,  
Schwebt durch Himmelsregionen, singet von des Schöpfers Stärke,  
Strebt nach ew'gem Licht und träumet die Unsterblichkeit als Preis.

Und der Weisheit hohe Kräfte, wie ein Licht aus goldner Schale,  
Leuchteten auf eure Bahnen, schützten euch vor jedem Falle,  
Hüllten eures Lebens Schaffen ein in ros'gen Glorienschein.  
Eure Seelen gleichen Engeln, euer Herz gleicht einer Leier,  
Die der warme Hauch der Winde einst ertönen liefs mit Feuer,  
Euren Augen schien das Leben ein Palast mit Bildern rein.

Wir! Ein blofs neugier'gerHaufe, der sich überall selbst schmeichelt,  
Alles leugnet und verhöhnet, jeder Zeit Gefühle heuchelt;  
Wir sehn eure Welt mit Kühle, zeihen euch der Schwärmerei!  
Unsre Welt ist eine Lüge! Heute gilt's und morgen nimmer.  
Oh! Ihr kämpftet um Chimären, euer Ziel war eitler Schimmer,  
Träumtet goldig eine Menschheit ohne Glaub' und ohne Treu!

Jedem Dasein folgt ein Ende, und der Tod macht Platz dem Leben!  
Also war's und bleibt's auf Erden; — leerer Wahn ist jedes Streben!  
Und doch sucht der Mensch Symbole, sieht in allem gleich ein Bild;

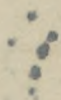
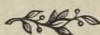
Findet jedes gut und heilig, wenn es sogar nichts bedeutet, —  
Ein System sucht er im Denken, aus dem er nur Weisheit leitet  
Und, sieht er die starre Leiche, schnell ins Prachtkleid er sie hüllt.

Was ist unser höchstes Sinnen? Nur ein künstliches Gefüge  
Von unmöglichen Gebilden, nichts als Selbstverwirrung, Lüge,  
Die sich nur noch mehr verstricket, je mehr Klarheit man drin  
sucht.

Was ist Dichtung? Blofs ein Engel, wangenbleich, mit hellem Blicke  
Wundersam mit Bildern spielend, stimmbewegt im Leid wie Glücke;  
Ein Gewand von Gold und Purpur auf des Grabsteins schwerer  
Wucht.

Lebet wohl nun, ihr Gestalten, arme schwärmerische Manen,  
Die ihr Welten singen machtet, schwebtet hoch auf Sternenbahnen,  
Und aus diesem Weltschmutz schaffen wolltet eine frische Welt!  
Wir sind da um zu zerstören; Staub sind wir, zu Staub mufs  
werden

Grofs und Klein, Genie und Schwachkopf, Licht und Schall  
und was auf Erden,  
Denn die Welt ist nicht zu ändern und der Mensch ist ihr vermählt.



## Ode.

Nie vom Sterben, Tod, glaubt' ich zu träumen!  
Ew'ger Jüngling, gehüllt in faltigen Mantel,  
Sah ich lang nur dich, dich allein, du Stern der  
Einsamkeitsfreuden!

Da erblickt' ich dich, meinen Weg durchkreuzend,  
Born der Leiden und schmerzlich süßser Qualen!  
Vollends leert' ich dich, Kelch der Todeswonne,  
Ohne Erbarmen!

Lebend brenn' ich nun, jenem Nessus ähnlich,  
Fühle Herakles gift'ges Hemd am Leibe!  
Nicht vermag die Glut löschend mir stillen  
Meeresgewässer!

Qualvoll, eigener Traum nachts mich zehrt und foltert,  
Schmelz' im Feuer des letzten Glutgebetes,  
Heiß verlangend einst wieder aufzugehn, wie  
Phönix der Vogel.

Geht doch einmal hin, meine Augen! Schließst euch  
Wieder sorglos, wie einst, zur Ruhe, zur süßen!  
Nimmer öffnen, nie wieder, werde ich je euch!  
Gebt mich mir wieder!



## Das Gebet eines Daken.

(RUGĂCIUNEA UNUI DAC.)

Im Anfang, als kein Tod noch, kein Leben war vorhanden,  
Und auch des Lichtes Kern nicht und dessen Kraft bestanden,  
Allwo kein heut, noch morgen, noch gestern war bekannt,  
Da alles nur war eines, und eins als Ganzes stand, —  
Als Erde, Luft und Himmel, die Welt und ihre Werke  
Noch nicht erschaffen waren durch schöpferische Stärke, —  
Da warst nur du allein dort, und — prüfend mußt ich fragen:  
Warst du derselbe Gott auch, dem Gott wir heute sagen?

Denn jener Gott war da schon, bevor es Götter gab;  
Er selbst schuf Götter, Welten und sandte Licht herab;  
Liefs Kräfte walten, streute ins Erdenrund das Leben,  
Gab Menschen Leid und Freuden und Sinn zum Wirken, Streben, —  
O! hebt ihn hoch und singet, daß Ehr' und Preis ihm sei, —  
Er ist der Tod des Todes, er gab das Leben frei!

Von ihm das Aug' erhielt ich, des Tages Licht zu schauen;  
Von ihm die Kraft des Fühlens, die Liebe, das Vertrauen;  
Im Sturm und Strahl der Blitze erblickt' ich seine Macht,



Empfand in süßen Liedern den Zauber mancher Nacht;  
Und dennoch blieb als Höchstes, was ich mir must' erlehn:  
— Dafs er mich endlich lasse aus diesem Leben gehn.

Dafs er den Ird'schen strafe, der mich aus Not erlöst,  
Demjenigen es lohne, der mich ins Elend stößt;  
Dafs er nur die erhöere, die lästernd meiner denken,  
Und Mittel jedem leihe, ins Unglück mich zu lenken.  
Und dafs er jene segne, die mir bereiten Pein  
Und meinem müden Haupte entzieh'n den rauhen Stein.

So will ich dieses Leben verfolgt, gehaft beschließen  
Und leiden, — bis im Antlitz die Thränen nicht mehr fließen;  
In jedem Neugebor'nen, den diese Erde zeugt,  
Den neuen Feind erblickend, bis — mich das Alter beugt;  
Bis Herz und Sinn und Fühlen zu Stein in mir erstarren  
Und ich der Mutter fluchend verkommen bin zum Narren, —  
Im höchsten Haß der Menschen nur edle Liebe sehend  
Und so in diesem Wahne den süßen Tod erlehend.

Dann sterb' ich ohne Glauben, verlass' dies Erdenreich;  
Mag Hunden man zuwerfen den Leichnam, es ist gleich:  
Ob Hunde mich zerfleischen, ob Menschen mich verhöhnern!  
Den, Herr, der sie gehetzt, den magst und sollst du krönen,

Und dem, der mir im Tode dies Leben nicht verzeiht,  
Dem, Herr, verleihe Leben für alle Ewigkeit!

Nur so allein, blofs so kann, o Vater, ich dir sagen  
Den Dank, dafs du mich brachtest zu dieses Lebens Tagen  
Und Menschenform mir gabst! Mich beugst du nicht, o Herr!  
Nein! Nur zum Hasse wollt' ich, dafs sich dein Herz bekehr'.  
Auf dafs dein Zorn entbrenne, zum Fluche für mich werde  
Und ich für ewig spurlos verschwind' von dieser Erde.



## Sonett.

Wie viel Gestirne auch dort oben glänzen,  
Wie viele Wellen auch das Meer mag schlagen, —  
Wer zählt sie und wer kann es sagen,  
Was ihre Deutung sei im Weltall ohne Grenzen?

Geh' deinen Lebensweg nach Willen und Ermessen!  
Ob gut, ob bö's, wenn selbst zum Mord man griffe, —  
Derselbe Staub ist's, stets dieselbe Tiefe.  
Auf dich, wie auch auf alles, fällt Vergessen.

Oft glaub' ich tot mich schon, mich dünkt's, ich höre  
Der schweren Schollen letzten Ton hienieden, —  
Der Fackeln Knistern, düst're Grabeschöre.

Ach neige dich zu mir, du Genius der Müden!  
Umhauch' die Stirne mir, die lebensschwere,  
Und führ' auf schwarzen Flügeln mich zum Frieden!



## Sonett.

Die Jahre schwinden, wie Gewölk vom Thale  
Und nimmermehr seh' ich sie wieder.  
Sie klingen mir nur wie Erinnerungslieder,  
Ein Doinasang, ein Märchen scheinen alle.

O Träume, die ihr meine Kindheit sahet,  
Verworr'ne Lieder und doch so erhaben!  
An der Vergangenheit blofs laben  
Kann ich mich, wenn der Abend naht.

Einen Akkord noch möchte ich entwinden  
Der Jugendzeit, dem gold'nen Jugendglück.  
O eitler Wahn! Die Leier sie versaget.

Die Jugendzeit, — sie kennt kein Wiederfinden  
Von Lieb' und Leid nur Echo haltt zurück!  
An meinem Hirne leis' der Wahnsinn naget!



## Ewige Ruhe.

(„O MAMÄ . . .“)

O Mutter, süße Mutter, rufst du mich dort so bang?  
Im Laub der Bäume rauscht es, wie namenloser Sang:  
Die Trauerweide schüttelt die Blüten still herab,  
Sie streuet sie gleich Thränen dir auf dein steinern Grab.  
— Es klang wie eine Stimme! — Die Weide war's, nicht du!  
Sie knarrt im Wind, stöhnt ewig, du schläfst in ew'ger Ruh'!

Sterb' ich vor dir, Geliebte, so laß das Weinen sein!  
Ein Lindenreis bloß breche, pflanz' es am Haupte mein  
Mit Sorgfalt, statt des Kreuzes, dann laß der Thränen Lauf  
Das zarte Reis benetzen und sich ergießen drauf. —  
Rasch sprießen wird das Bäumchen, groß wachsen siehst es du,  
Und gönnt mir ewig Schatten, dort in der ew'gen Ruh'!

Beschert uns doch das Schicksal, daß wir zur selben Zeit  
Dies Leben hier verlassen, dann — thut mir nicht das Leid,  
Im Friedhof uns zu bergen, nein! — grabet uns nur ein  
Am Ufer eines Baches, in einem Sarg gemein!  
Dann sind vereint für immer, wir beide, ich und du!  
Der Bach beweint uns ewig, in unsrer ew'gen Ruh'!

## Letzter Wunsch.

(„MAI AM UN DOR . . .“)

Letzte Variante.

Wenn einst der Tod mich ruft,  
Dann baut, ich begehrt' es,  
Am Abend mir die Gruft,  
Am Strande des Meeres!

Den Sarg, den Prunk, lafst sein!  
Auf dürres Geäste  
Bahrt schön den Körper mein,  
Die irdischen Reste!

So ruh' im Grab ich kühl,  
Am Waldsaum am hellen:  
Des Himmels Blau sieht still  
Auf Wald und auf Wellen.

Ich hör' dann, wie der Quell  
Ins Meer sich ergießet;  
Durch Tannenspitzen grell  
Das Mondlicht mich grüfset.

Und hör' vom Berg herab  
Das Brausen der Winde!  
Es schüttelt auf das Grab  
Mir Blüten die Linde.

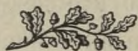
Nun mich kein Leid mehr weckt,  
Und niemand kann kränken,  
Mit Blumen man mich deckt,  
Um mein zu gedenken.

Mein Herz weiß keine Pein,  
Es kann sich dann freuen  
An Klängen süß und rein  
Von lust'gen Schalmeien.

Und hoch vom Himmelszelt  
Mir blinken die Sterne;  
Mag wogen rings die Welt  
Mir nah oder ferne!

Kein Klagen, kein Gewein'  
Im Grab soll mich stören.  
Das trockne Laub im Hain  
Will rauschen ich hören.

Nur milder Sterne Blick  
Von oben bescheinet  
Mein Grab ohne Glück,  
Das niemand beweinet!





## Erinnerung.

(„DEPARTE SUNT DE TINE . . .“)

Ich steh' bei meinem Feuer, so fern, so fern von dir,  
Mein freudenloses Leben entrollt sich still vor mir.  
Und achtzig Jahre scheint mir's, als hätt' ich schon gelebt!  
Du tot so lang', ich selbst nur ein Greis, der auch fortstrebt,  
Und die Erinnerungen, sie tropfen mir aufs Herz  
Und wecken das Erlebte: nur Schmerz und wieder Schmerz.

. . . . .  
Der Wind stürmt an die Fenster! O komm, Vergangenheit,  
Und spinne mir im Geiste den Faden jener Zeit!  
Dort seh' im Nebel kommen still deine Lichtgestalt,  
Das Auge groß voll Thränen, die Hände dünn und kalt.  
Du fassest um den Hals mich, willst mir ins Antlitz sehn,  
Als wolltest du was sagen, dann bleibst du seufzend stehn . . .

. . . . .  
O Schatz von Schönheit, Liebe! komm, laß umschlingen dich;  
Es einigen die Lippen zu einem Leben sich . . . .

. . . . .  
Ich zerr' noch an der Kette, denn nie mein Herz vergaß,  
Wie kurz ich dich, du Teure, im Leben hier besaß.  
Könnst' nie ich mich erinnern, was ich verloren hab'! —  
Allein und steinalt folg' ich nach Jahren dir ins Grab!

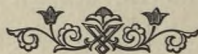


## Reminiscenz.

(„DE CÂTE ORI IUBITO . . .“)

So oft an dich, Verlor'ne, mich mahnt des Herzens Sehnen,  
Den Ocean des Nordens seh' ich dort vor mir gähnen!  
Kein Stern hoch am Gewölbe, im Nebel wie erstickt  
Scheint selbst des Mondes Scheibe, die bleich herunterblickt.  
Indes um jene Wellen, dort, wo kein Lotse weiset,  
Ein Vogel matten Fluges mit scheuen Schwingen kreiset.  
Der Arme sucht und rufet nach dem verlornen Paar,  
Das hinflog, fern, — nach Westen, mit einer andern Schar.  
Und kläglich kreischend furcht er der Lüfte öde Massen.  
Ihm ist auch nicht mehr wehe, noch wohl, — er stirbt verlassen,  
Durchlebt im Traum noch einmal sein traurig Erdenlos.

. . . . .  
So flohst auch du Geliebte. Ich find' im Traum dich blofs.  
Ein Siechtum ist mein Leben, — mein müdes Auge bricht,  
Indes du weiter schwebest, zum ew'gen Morgenlicht.



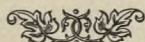
## Der Schutzengel.

(„ÂNGER DE PAZĂ.“)

Des Nachts, als mein Geist sich in Liebe ergötzte,  
Da sah ich, wie träumend, als käme und setzte  
Mein Schutzengel still sich zum Kopfende mein,  
In schimmerndem Lichtkleid mit Flügeln so rein.  
Doch als er dich schaute im hellen Gewand,  
Das Haar mir sanft streichelnd mit liebender Hand,  
Da bannst' ihn dein Blick und er schwand wie verscheucht . .

. . . . .  
Dein Auge, das große, dem Dämonsaug' gleicht!  
Wenn dir aus den Wimpern die Liebesglut sprühet,  
Der Schutzengel selbst dann muß weichen, er fliehet . . .

. . . . .  
Du bleibst und er floh: ich weiß es nicht mehr, —  
Warst du's, war es er? O schliesse die Lider!  
Vielleicht seh' ich jene Gesichtszüge wieder!  
Ah! . . . du, bist ja . . . . er!



## Sehnsucht.

(„DE CE NU'MI VII? . . . “)

Sieh! auch die Schwalben ziehen fort;  
Das Laub fällt von dem Nufsbaum dort;  
Auf Reben perlt der Reif schon dicht,  
Und du kommst nicht, — kommst immer nicht!

O komme wieder an mein Herz,  
Dafs ich dir beichte Freud' und Schmerz;  
Dafs ich mich schmiege' mit Lieb' und Lust,  
An deine Brust, an deine Brust!

O denke an die Zeiten nur,  
Wie hüpfen wir durch Wies' und Flur;  
Wie hob ich dich beim Bach im Thal  
So viele Mal, so viele Mal!

Manch holdes Weib mein Auge sieht,  
Dess' Blick verzehrend Feuer sprüht, —  
Doch schön, wie du mein Engel bist,  
Wohl keine ist, — nein keine ist!

Wenn ich dir schau ins Angesicht,  
Belebt es mich wie Sonnenlicht.  
Des Himmels Stern ist nicht so rein,  
Geliebte mein, Geliebte mein!

Schon zieht der düstre Spätherbst ein,  
Das Feld steht wüst und kahl der Hain.  
Am Weg das Laub liegt dürr und licht,  
Und du kommst nicht, — kommst immer nicht!



## Schläfrige Vöglein!

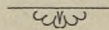
(„SOMNOROASE PĂSĂRELE.“)

Vöglein schiefst zum Schlaf die Äuglein,  
Hat sein Tagewerk vollbracht,  
Ruht versteckt nun hinter Zweiglein, —  
Gute Nacht!

Nur der Quell seufzt, darf nicht warten,  
Rieselt durch den Wald, den müden,  
Blümchen schläft in seinem Garten, —  
Schlaf in Frieden!

Hoch am Teiche schwimmen Schwäne,  
Schläfrig hin, dem Schilfe zu.  
Engel Gottes Schlaf euch gönne!  
Süfse Ruh'!

Und auf dieses Feengebilde  
Schaut der Mond herab und lacht;  
Alles schläft und träumt so milde, —  
Gute Nacht!



## Wiedersehen.

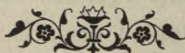
(„REVEDERE.“)

Wäldchen, liebes Wäldlein?  
Sage mal, du Freundchen mein,  
Wie's dir geht! Seit ich dich sah,  
Weiß nicht, wie es mir geschah,  
Jahre scheinen mir verstrichen,  
Seit ich letzt von dir gewichen!

Wie's mir geht? kannst du gleich hören.  
Horch! die Windsbraut kommt mich stören.  
Jeden Winter ohne Rast, Zweig und Ast  
Bricht mir dieser böse Gast;  
Stopft mit Schnee mir Bach und Steg,  
Scheucht mir Sang und Sänger weg.  
Kommt der Sommer, weiß ich Rat, —  
Sommer manche Freuden hat.  
Dort am Waldpfad nächtelang,  
Tönt mir süßser Doinasang.  
Mägdlein trillern ihn am Quell,  
Schöpfen aus dem Wasser hell.

. . . . .

Wäldchen mit dem Bächlein klar!  
Zeiten fliehen, Jahr um Jahr;  
Doch du bleibst so jung und frisch!  
Ewig grün scheint dein Gebüsch? —  
Zeiten kommen, Zeiten gehen,  
Sternlein stets am Himmel stehen.  
Ist die Zeit rauh oder fein,  
Rührt sich doch der Wind im Hain.  
Ist die Zeit schlecht oder gut,  
Unsre Donau nimmer ruht!  
Nur das arme Menschenkind,  
Schwankt wie loses Schilf im Wind.  
Wir allein steh'n da voll Stärke,  
Gottes unveränderliche Werke:  
Meere, Ströme, Fluß und Quelle,  
Jedes an der rechten Stelle;  
Auch die Sonne, die da scheint  
Und den Wald und Bach vereint.





## Bleibe da.

(„O RĚMÂI . . .“)

Bleibe da, bleib' hier in Frieden,  
Ah, ich liebe dich so sehr! —  
Was du wünsch'st, was dir beschieden,  
Ist mir kein Geheimnis mehr.

In des Schattens dunkler Hülle  
Gleichst du einem Prinzen fein,  
Der sein Augenpaar im Spiele  
Spiegelt klug im Brunnlein rein.

Und wie laut auch Gräser rauschen  
Und die Meeresbrandung hallt,  
Lafs ich doch dich heimlich lauschen  
Selbst der Hirsche Tritt im Wald.

Oft scheinst du wie hingerissen,  
Badend, zauberhaft verhüllt;  
Kaum wirft von den zarten Füßen  
Wasserspiegel dort das Bild.

Und im Licht des Monds, des runden,  
Das im Grund der Seen sprüht,  
Scheinen Jahre dir wie Stunden —  
Ewigkeit, die wonnig glüht!

. . . . .  
. . . . .

Also sprach zum Himmelszelte,  
Dessen Blau dort hoch gebaut,  
Sanft der Wald, und ich gesellte  
Pfeifend ins Gespräch mich laut.

Ah! wo seid ihr, traute Stunden,  
Da ich solch Geschwätz belauscht,  
Kindheit — alles ist entschwunden,  
Auch der Wald, wo's einst gerauscht!



## Lafs die Welt.

(„LASĂ'TI LUMEA TA UITATĂ ..“)

Lafs die Welt, in der du lebest,  
Komm, du mußt nun mein ganz werden;  
Selbst, wenn du dein Leben gäbest,  
Denn wer kümmert uns auf Erden?

Lafs uns irren ohne Sorgen  
Durch gekrümmte Pfade hin,  
Und die Nacht hüllt bis zum Morgen  
Wie ein Wald uns kühl und grün.

Dort nur blinken durch die Äste  
Sternchen viel, die zierlich schmücken  
Unsern Pfad, als wär'n wir Gäste;  
Wer merkt uns, kann uns erblicken?

Still löst sich die Last der Haare  
Auf die Schultern dir in Strömen;  
Einen Kufs du Wunderbare!  
Fürchte nicht! — wer kann's vernehmen?

Horch, jetzt tönt Schalmeienweise,  
Hallt so tief im Herzen fort,  
Und der Mond tritt sanft und leise  
Aus der Buchen laub'gem Hort.

Lausch', der grüne Wald giebt's wieder,  
Wie berauscht und lieberfüllt,  
Dieses köstlichste der Lieder,  
Das im Herzen schmachtend wühlt.

Fast unwillig und doch reizend  
Löst du des Gewandes Zwang.  
Trotzig mit Gefühlen geizend  
Blickst du nun ins Aug' mir bang.

Sieh der See, wo Mond und Sterne  
Badend, Lichter sprühend spielen,  
Scheint ein Flammenmeer von ferne;  
Einsam wohl muß er sich fühlen!

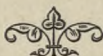
Glitzernd schimmert seine Fläche  
Schaumumspült am Schilfessaume;  
Träumt, doch scheint's als ob sie spräche:  
„Gebt mir Schlaf zu meinem Traume!“

Und schlaftrunken will er gierig  
Sich dein Engelbild aneignen.  
Blick nur zu, du wirst wohl schwierig  
Deiner Schönheit Spiegel leugnen!

Auch des Himmelszeltet Lichter  
Senden über Berge Grüfse  
In die Seeflut immer dichter,  
Wechseln gleichsam Liebesküsse.

Und ein Duft von Lindenblüten  
Dringt herab ins Laub der Weiden,  
Wo wir wonniglich inmitten  
Still uns beichten Leid und Freuden.

Mühsam durch den Nebel dringen  
Streifen gold'gen Mondscheins, – grüßen, –  
Sehn mich deinen Hals umschlingen  
Und dein Goldhaar glühend küssen.



## Kamadeva.

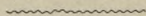
Suchend nach des Herzens Labsal,  
Liebesdurst'ger, armer Sünder,  
Rief ich einst im Schlafe Kama,  
Kamadeva, Gott der Inder.

Und er kam, der stolze Knabe,  
Auf dem Papagei geritten,  
Schelmisch Lächeln um das Mündchen,  
Im Korallenbug geschnitten.

Leicht beflügelt hatt' im Köcher  
Er nicht scharfe Pfeile drin,  
Nein, blofs zarte gift'ge Blümlein,  
Die am heil'gen Ganges blühn.

Flink ein Blümchen auf dem Bogen  
Safs und traf mich in die Brust. —  
Weh', seither schwand meine Ruhe,  
Thränen kenn' ich, nicht mehr Lust.

Und ich trage fort die Wunde,  
Fühl' das Gift von ihm auch heut',  
Ihm, dem Sohn des blauen Himmels  
Und des eitlen Wahns der Zeit.



## IV. Satire.

Einsam steht das Schloß am Walde, dicht umkränzt vom  
Nadelholze;

Seine Türme blicken weithin, und mit ritterlichem Stolze  
Spiegeln sie ihr Bild im Seegrund, wo Jahrhunderte vielleicht  
Ihre Schatten dunkel ruhen, so tief das Gewässer reicht.

Aus den hohen Bogenfenstern durch das Abenddunkel schimmern  
Nur des Vorhangs weiße Falten, leuchten aus dem dunklen  
Innern.

Leise bricht der Mond durch Bäume erst ganz rot, dann immer  
blässer,

Malt aus Felsmoos, Tannenwipfeln, Schattenreihen immer größer.  
Und die Eichen scheinen mächtig, einer Riesenwache gleichend,  
Seinen Aufgang zu beschützen, rings um ihn den Arm sich  
reichend.

Aus dem Schilfe schwimmt langsam, lautlos, wie ein Zauber-  
kahn,

Herr des Wassers und der Stille, blendend weiß der stolze  
Schwan;

Bald in Furchen, bald in Kreisen formt auf seiner Spur, der  
schnellen,

Sich die weiße Wasserfläche; — es entstehen zarte Wellen.

Und das Rohr schwankt sanft erschüttert durch den leichten  
Wasserprall. —  
Laut vernehmbar zirpen Grillen dort im nahen Wiesenthal;  
Nacht ist's, doch es scheint die Erde, wie durchbebt von Lebens-  
wonne . . .

Unten ganz allein ein Ritter seufzt und blickt nach dem  
Balkone  
Durch das Grün, das ihn umwoget, durch die Farben, die  
dort prangen, —  
Schirasrosen und Lianen, die gleich ihm zur Höhe langen,  
Steht betäubt vom Duft der Blumen und der Pracht der  
Abendstille,  
Lauscht den Klängen der Guitarre, die dort tönt im zarten  
Spiele.  
Und der Ritter flüstert halblaut: „O, so komme, zeig' dich  
wieder,  
In dem langen Seidenkleide, das dir sanft umrauscht die Glieder!  
Lebenslang möcht' ich betrachten dich in Unschuld dort so hold,  
Wie du mit den weissen Händchen ordnest deines Haares Gold!  
Komm und spiel' mit mir, mein Engel, wirf mir zu die welken  
Blümlein,  
Die du an den Busen stecktest dort, am frischen Waldes-  
brünnlein.  
Wenn dein Saitenspiel ertönet, sinken ihre Blättchen alle. —



Sieh die Nacht, wie hell sie flimmert, als ob Schnee vom  
Himmel falle!

Oder willst du, dafs ich komme in dein Boudoir, das stille,  
Dafs vom Wohlgeruch berauschet ich mit deinen Locken spiele?  
Und der Liebe Zügel lasse, die mein stürmisch Herz erfüllt,  
Während still die Hand Cupidos deiner Ampel Licht verhüllt?“

Horch! Da rauscht es wie von Seide, leichte Menschentritte  
schallen,

Durch das Blätterwerk der Rosen und Lianen jetzt sie hallen!  
Und die Jungfrau steht am Gitter, winket aus dem Grün der  
Pflanzen,

Einem Engel gleich, den Blumen, farbenspielende, umkranzen, —  
Wirft dem Ritter vom Balkone eine frische Rose hin

Und hebt schnell zum Mund die Hände vorwurfsvoll, als  
schelt' sie ihn.

Dann verschwindet sie im Hause, hüpfet rasch hinab die Stiegen,  
Schlüpft hinaus, — am Arm des Ritters sieht man zierlich sie  
sich schmiegen.

Schreiten glückbeseelt nun beide, er und sie, gleich hoch, ein  
Paar, —

Jugendfrisch und schön, voll Anmut, herrlicher kein zweites war.  
Schatten lösen sich vom Ufer; auf des Sees Silberplan

Drängt sich rauschend durchs Gewässer, grau und hoch ein  
Segelkahn.

Plätschernd schlägt das Ruder Wellen, treibt das Fahrzeug  
still und sacht, . . .

Auf ihm schweben wonnig kosend Amors Opfer durch die  
Nacht!

Majestätisch hat am Himmel frei der Mond sich jetzt erhoben,  
Und der See glüht wie in Flammen, schwarz vom Ufer nur  
umwoben,

Tief aus Milliarden Tröpfchen glitzert hell das Mondlicht wieder,  
Läfst auf die besiegte Nacht sich, wie ein goldnes Traumbild  
nieder.

Und vom milden Strom des Lichtes, seinem magisch hellen  
Scheinen,

Werden Wellen groß wie Wogen; selbst die Ufer dort, die  
kleinen,

Gleichen einem Riesenwalle, und der Wald ragt hoch und  
näher —

Alles strebt zur Mondesscheibe, Schatten werfend immer höher.  
Alte Linden stehn gespenstig, neigen bis zum Kahn die Äste,  
Streuen Blütenduft dem Mädchen in das Haar, das aufgelöste.  
Und von Wohlgeruch durchrieselt, schüttelt sie die blonden  
Massen,

Schlingt um seinen Hals die Arme, dann, als wollte sie sich  
fassen,

Spricht sie: „Ah, genug Geliebter, deine Worte sie betäuben,

Sieh in mir jetzt deine Sklavin, welche ewig dein wird bleiben.  
Wie hoch hebst du mich im Herzen! Deine Liebe giebt mir  
Würde;

Denn der Schmerz aus deiner Seele ist für mich die höchste  
Zierde.

Deiner Stimme teure Laute, sie durchzittern mich so innig;  
Und es scheint mir diese Liebe, wie ein Märchen lang und  
sinnig;

Und dein träumerisches Lispeln, deine Blicke, sanft und  
schmachtend,

Stimmen mich so seelentrunken und verzehren mich betrach-  
tend! —

Lafs sie mir die dunklen Augen, lafs sie nicht ins Weite  
schweifen!

Ah, wann werde ihren Zauber ich verstehen und begreifen?  
Möchte ewig in sie blicken und ihr Inneres erspähen!

Schau! — die Sterne und die Welten, wie sie neidisch zu uns  
sehen!

O, was gäbe ich im Leben, dafs dies Glück mir lange bliebe,  
Wald und Quellen, Baum und Blume, sie erzählen unsre Liebe.  
Und die Sterne, die dort zittern durch die Wipfel unermüdlich,  
Mondschein, Himmel, alles, alles ist uns Freund und sieht so  
friedlich

Her auf uns! Du magst das Ruder schleudern weg von dir  
ins Weite,

Freien Lauf dem Kahne lassend, daß ihn bloß das Segel leite;  
Weiter fort, wohin wir kommen, was kann es für uns noch  
geben? —

Als nur Liebe, süße Liebe, — — sei sie Tod uns oder Leben!

O, ihr holden Fantasien, wie schön überkommt ihr einen!  
Wie oft glaub' ich mich auf Seen, träum' von mondbeglänzten  
Hainen:

Wo, wo saht ihr solche Länder und wann habt ihr sie be-  
wundert?

Wo hat dies sich zugetragen? Wann, im vierzehnten Jahr-  
hundert?

Wie hat alles sich geändert? Wolltest heute du nur kommen  
Dieser Art mit Mädchen kosen, ohne Scheu und unbesorgt,  
Oder gar beim Hals sie nehmen, Mund an Mund und Brust  
an Brust,

Mit dem Blicke sie befragen: Liebst du mich, bist dir's bewußt?  
Welche Zeiten? Heute hast du kaum die Mädchenhand berührt  
Und schon kommen sie in Scharen, Onkel, Basen alarmiert.  
Und du stehst ein armer Sünder, als begingst du ein Ver-  
brechen,

Bei dir denkend: Ist's nicht möglich, ganz allein mit ihr zu  
sprechen?

Doch sie harren der Erklärung, wurzelfest auf ihren Stühlen;

Sehen sie dich auch verlegen mit der Hand das Haar durch-  
wühlen; —

Warten gierig, und du Armer, drehst Zigarren ohne Ende  
Und versteigst dich im Gespräche bis auf Küchengegenstände.

Wie verdriefst mich dieses Leben . . . nicht weil Leid an  
mir blofs nagte . . .

Nein, die Bitterkeit der Prosa ekelt mich, das Abgeschmackte!  
So viel Seelenschmerz und Thränen für ein einfaches Gefühl,  
Das in jedem Tier sich äußert, und euch scheint es Lebensziel!  
Nicht ihr lebt, es ist ein anderer, der in euch sich regt und  
lebet,

Der mit euren Lippen lächelt, sieht und spricht, nach Schönem  
strebet.

Eure Lebenslose alle, von der Wiege bis zum Ende,  
Sind nur Wellen jenes Stromes, der die Welt durchrauscht  
behende

Aufs Geheifse Demiurgos'. — Und ihr träumt, ihr armen Thoren,  
Eure Liebe wäre eigne; — glaubt, sie wäre euch erkoren!  
Seht ihr nicht, dafs euer Lieben einem Höheren blofs dient,  
Dafs ihr Wesen zeugt, aus denen sich statt Liebe Haß entspinnt?  
Merkt ihr nicht, wie euer Lachen euren Kindern wird zum  
Jammer?

Kains verfluchter Stamm, wie oft schon, in euch selbst zum  
Vorschein kam er?

O, du Puppenspiel du schnödes, leerer Menschenworte Schall,  
Eitles Weltgeschwätz, das nirgends fand der Wahrheit Wiederhall!  
Ihr seid nur Marionetten des verborgenen Despoten;  
Hüpfet folgsam durch das Leben, thut nur, was er euch geboten;  
Während er in eurem Rücken, seit Jahrtausenden fort spielt,  
Ewig nur dieselben Szenen – bis die Welt ihr Ziel erfüllt.

. . . . .

Und an solche Wahrheit sinnend, dieses Daseins Nacktheit  
schauend,

Dort, wo Mond und Sterne weilen, eine bess're Welt mir  
bauend,

Soll ich rasch zu ihr nun eilen, durch die eisig kalte Nacht  
Und durchs Fenster sie betrachten, wie sie da mit andern  
lacht?

Wie sie aufgeputzt und eitel hört auf alle Schmeicheleien,  
Die ein Schwarm von Tagedieben ihr beschert in Tändeleien?  
Sporngeklirr, Geräusch von Kleidern und frivoles, lautes Lachen  
Schallen an mein Ohr, – die Teure, läßt den Hof sich wieder  
machen;

Und die zweideutigen Blicke, die sie so zum Spafs riskiert . . .  
Ob dich solches grämt, wer fragt dich, weifs man denn, wer  
draussen friert?

Heifse Scham färbt deine Wangen, es befällt dich Zorn und  
Reue,

Ach, wie oft sahst du schon solches und du liebst doch stets  
aufs neue.

Ringst zwar wütend deine Hände, wie ein Kind das trotzen  
möchte,

Doch sie scheint dabei so himmlisch, unerreichbar für das  
Schlechte, —

Ein Madonnenbild von Unschuld, einen Engel siehst nur du!  
Und das Götzenbild, es täuscht dich und verhöhnt dich noch dazu.  
Wie verschieden, traulich malte die Geliebte sich mein Sehnen!  
Wenn ich sinnend safs, dann sollte liebend sie an mich sich  
lehnen . . .

Wie süfs fühlt' ich ihre Nähe und sie schätzte mich als Mann,  
Und dies Leben wär uns beiden vorgekommen ein Roman . . .  
Suchst vergebens, sprach ich endlich, denn das Lied ist alt  
wie du,

Immer und nur stets dieselbe Sehnsucht nach der ew'gen Ruh'!  
Nur aus morschen Menschenresten hallt ein Lebenswunsch  
noch bange,

Wie das Regennaß aus Quellen, die versiegt sind lange, lange.  
Und zuweilen, — nur sehr selten, tönt's wie leises, fernes Singen,  
Wie ein Lied aus alten Zeiten, das ich nur im Traum hör'  
klingen;

Doch der Rest ist nur Getöse, wüstes Kreischen ohne Ende,  
Das wie rastlos drängt und dröhnet aus geborst'nem Instru-  
mente.

Weh! die Glut im Hirn verlöschet; nur der Wind so eisig kalt  
Heult mir durch den hohlen Kopf noch jenes Lied so ewig alt.

. . . . .  
. . . . .

Kommt, o kommt ihr Lebensbilder, dafs mein Aug' euch wieder  
blickt!

Ah! Das Werkzeug liegt zerbrochen und der Meister ist verrückt.





## Inhaltsverzeichnis.


---

	Seite
Michail Eminescu, Lebensskizze . . . . .	V

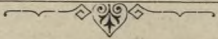
### Metrische Übersetzungen:

Eminescu an seine Kritiker . . . . .	1
Melancholie . . . . .	3
Aus „Die Epigonen“ . . . . .	5
Ode . . . . .	8
Das Gebet eines Daken . . . . .	10
Sonett . . . . .	13
Sonett . . . . .	14
Ewige Ruhe . . . . .	15
Letzter Wunsch . . . . .	16
Erinnerung . . . . .	19
Reminiscenz . . . . .	20
Der Schutzengel . . . . .	21
Sehnsucht . . . . .	22
Schläfrige Vöglein . . . . .	24
Wiedersehen . . . . .	25
Bleibe da . . . . .	27
Lafs die Welt . . . . .	29
Kamadeva . . . . .	32
IV. Satire . . . . .	33

---



Hugo Wilisch, Chemnitz.





Im gleichen Verlage sind erschienen:

## **Carmen Sylva**

(Elisabeth, Königin von Rumänien)

<b>Höhen und Tiefen</b> . . . . .	3. Aufl.	Mk.	<b>1.50</b>
<b>Mutter und Kind</b> . . . . .	"	"	<b>1.—</b>
<b>Weltweisheit</b> . . . . .	"	"	<b>1.—</b>
<b>Balladen und Romanzen</b> . . . . .	"	"	<b>1.50</b>
<b>Blutstropfen</b> . . . . .	1. Aufl.	"	<b>1.50</b>

Gebunden jeder Band Mk. 1.— mehr.

Zu einem Bande vereinigt unter dem Titel:

## **Meine Ruh.**

Mit dem Bilde der Hohen Verfasserin.

Dritte um den Teil „Blutstropfen“ vermehrte Auflage.

Gehftet Mk. 6.50, gebunden Mk. 7.50.

---

---

## **Leidens Erdengang.** Ein Märchenkreis.

Fünfte Auflage. Gehftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—

Illustrierte Quartausg. 2. Ausgabe. Prachtband Mk. 7.50

## **Ein Gebet.** Vierte Auflage.

Gehftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 2.—

## **Die Hexe.** Zu Lauers Statue.

Gehftet Mk. 1.—, gebunden Mk. 2.—

## **Handzeichnungen.** Novellen und Skizzen.

Gehftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—